



DAS DREAM-TEAM DER FORSCHUNG

Janine Drexler

DEUTSCHLAND LIEGT IM FUSSBALLFIEBER. Die Stars dieses Sports sind bekannt – selbst bei Menschen, die mit dem Kick nichts zu tun haben wollen. Wie dürftig dagegen ist unser Wissen um die Stars der aktuellen Forschung. Albert Einstein, Sigmund Freud, Konrad Lorenz sind ein Begriff. Doch wer kann schon drei jüngere Wissenschaftler aufzählen, die uns heute voranbringen? Sie, die Leser von bild der wissenschaft, können das nun spielend. In Zusammenarbeit mit den wichtigsten deutschen Forschungseinrichtungen haben wir die Elf der Wissenschaft gekürt. Alle in diesem Dream-Team sind unter 40, arbeiten in einer deutschen Forschungseinrichtung und haben in ihrer Disziplin für Aufsehen gesorgt. Und alle im Team zeigen, dass es um die Wissenschaft in Deutschland nicht so schlecht bestellt ist, wie Unken rufen. Was außerdem wichtig ist: Diese jungen Stars haben den größten Teil ihres Berufslebens noch vor sich. Im Fußball dagegen ist auch für Superstars jenseits der 35 endgültig Schluss.

DAS DREAM-TEAM DER FORSCHUNG

Wenn Robert Arlinghaus (30) von seiner Leidenschaft fürs Angeln spricht, spart er nicht mit Selbstironie. „Bis zu anderthalb Tage lang rund um die Uhr an einem Ufer zu hocken, nur um vielleicht einen Fisch zu fangen, den man hinterher wieder ins Wasser setzt... und dafür ein Wochenende auf den Kopf zu hauen sowie ein paar Hundert Euro für Hin- und Rückreise, Köder, Ausrüstung und Gebühren: Ich schätze, man muss ziemlich verrückt sein, wenn man sich das antut.“

Doch diese „Verrücktheit“ hat Arlinghaus zum Forscherberuf gebracht – vor allem die Beschäftigung mit einem bestimmten Wasserbewohner: „Der Karpfen ist der Fisch, der mich am meisten geprägt hat, den ich achte und dem ich verdanke, dass ich Wissenschaftler geworden bin.“

Achtung vor einem Fisch? Arlinghaus erklärt: „Der Karpfen ist ein Fisch, der sehr rasch lernt und sich höchst effektiv den Nachstellungen der Angler entzieht.“ Ein Fisch als Karrierehelfer? „Ich habe mich als Schüler beim Angeln immer gefragt, warum Karpfen in einem Gewässer heute hier sind und morgen dort, nach welchen Kriterien sie auf Nahrungssuche gehen. Ich habe schon damals begonnen, wissenschaftliche Literatur über diese Tiere zu lesen – und das hat mich später zu meinem Studium gebracht.“ Respekt vor der Kreatur bewegt den 30-Jährigen ebenso stark wie der Wunsch, die gereizte Diskussion zwischen Anglern und Naturschützern in Deutschland zu versachlichen – anhand von wissenschaftlich ermittelten Daten statt Unterstellungen: Was sind die wahren Motive der Angler? Welchen Fischen stellen sie nach, wie viele fangen sie? Welche Folgen hat ihr Verhalten für die Artenzusammensetzung der Gewässer?

Zu alledem gab es bislang nur Vermutungen. Hier hat der im niedersächsischen Lohne geborene Sohn einer Spanierin und eines Deutschen Pionierarbeit geleistet. Nach dem Studium der Fischwirtschaft und Gewässerbewirtschaftung an der Berliner Humboldt-Universität wechselte Arlinghaus 2000 ans Leibniz-Institut für Gewässerökologie und Binnenfischerei (IGB) in Berlin. Dort erstellte er im Rahmen seiner Promotion die erste systematische Studie über die Bedeutung der Hobbyfischerei hierzulande – ökonomisch, ökologisch, soziologisch. Dafür heimste er 2004 gleich zwei Auszeichnungen ein: den Albrecht-Daniel-Thaer-Förderpreis für eine herausragende Dissertation sowie den Leibniz-Nachwuchswissenschaftler-Preis.

Arlinghaus gehört zur neuen Generation von Wissenschaftlern, die nicht nur Grundlagenforschung betreiben, sondern ihre Erkenntnisse auch populärwissenschaftlich an den (angelnden) Mann bringen. Das blieb nicht unbemerkt: 2004 wurde ihm der Bscher-Medienpreis der Humboldt-Universitäts-Gesellschaft verliehen, 2005 folgte die Nominierung für den René-Descartes-Preis für Wissenschaftskommunikation der Europäischen Union.

Die Resultate seiner Grundlagenstudie überraschten selbst Kenner der Szene. Demnach holen Hobbyangler in Deutschland mit fast 45 000 Tonnen Fisch pro Jahr bis

zu zehnmal mehr aus den Gewässern als sämtliche kommerziellen Seen- und Flussfischer zusammen. Und sie sind ein relevanter Wirtschaftsfaktor: Die Freizeitfischerei schlägt mit 52 000 Arbeitsplätzen und einem ökonomischen Gesamtnutzen von 6,4 Milliarden Euro jährlich zu Buche.

Den größten Teil seiner Daten rekrutierte Arlinghaus aus Umfragen unter Anglern. Einem x-beliebigen anfragenden Wissenschaftler wäre Misstrauen entgegengeschlagen. Er jedoch „gehörte dazu“ – als einer der bekanntesten Angler Deutschlands, der mit Fischen in den Fachmagazinen abgebildet war und dort viele Artikel über Verhalten und Biologie speziell des Karpfens veröffentlichte. In Internet-Chat-Rooms ist er ebenso präsent wie in öffentlichen Vorträgen und Diskussionen. So jemandem kauft man es ab, dass es unklug ist, stets die größten Fische aus dem Wasser zu holen und keine davon zurückzusetzen: „Alte Tiere haben eine wichtige Rolle im Gewässer, von ihnen kommen deutlich bessere Eier und Larven als von jungen. Das automatische Töten nach dem Fang kann langfristig nicht im Interesse der Angler sein, weil die Gewässer gestört werden. Das möchte ich in den nächsten Jahren genauer untersuchen.“

Seit 2004 leitet Arlinghaus das IGB-Projekt „Wissenschaftliche Grundlagen für ein nachhaltiges Binnenfischereimanagement“ und darin die Arbeitsgruppe „Angelfischerei“. Was brennt ihm am meisten unter den Nägeln? „Ich würde unheimlich gern herausbekommen, ob es durch selektives Angeln zu einer genetischen Veränderung der Tiere kommt. Das Verhalten ist bei Fischen ja größtenteils genetisch gesteuert. Ein Beispiel: Aggressive Hechte gehen viel rascher an den Haken als vorsichtige. Heißt das, dass unter dem Selektionsdruck der Angler allmählich die Eigenschaft ‚Aggressivität‘ aus dem Gen-Pool verschwindet?“

Seine große Vision, durch die Kommunikation wissenschaftlicher Ergebnisse Hobbyangler und Naturschützer miteinander zu versöhnen, behält er neben seinen Projekten fest im Blick. Die werden allerdings nicht weniger: Kurz vor Redaktionsschluss hat Arlinghaus der Ruf auf eine Junior-S-Professur für Binnenfischerei-Management an der Humboldt-Universität erteilt.

DIE ENTSTEHUNGSGESCHICHTE

Am 2. August 2005 stellt der bdw-Chefredakteur beim Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft in Essen ein Konzept vor, den Medienhype der Fußballweltmeisterschaft zu nutzen und eine Elf der Wissenschaft zu kreieren. Im September treffen sich die Öffentlichkeits-/Presse-Chefs der Max-Planck-Gesellschaft, der Fraunhofer-Gesellschaft, der Leibniz-Gemeinschaft, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Helmholtz-Gemeinschaft sowie Verantwortliche des Stifterverbands und der Initiative Wissenschaft im Dialog in der Max-Planck-Hauptverwaltung in München, um über das Konzept von bild der wissenschaft zu sprechen. Ergebnis der Runde: Jede Forschungsorganisation engagiert sich für diese Idee und wählt bis Ende 2005 ein halbes Dutzend Wissenschaftler aus, die unter 40 sind, in ihrer Disziplin bereits für Aufsehen gesorgt haben und an einer deutschen Wissenschaftseinrichtung arbeiten.

Die zur Jahreswende 2005/06 vorliegenden 30 Nominierungen werden in einer abschließenden Jurysitzung im Februar 2006 bewertet. Die dreiköpfige Jury (bestehend aus je einem Vertreter des Stifterverbands, von Wissenschaft im Dialog und von bild der wissenschaft) wählt die elf Player des Dreamteams der deutschen Forschung. Am 12. Juni 2006 präsentieren sich drei Forscherinnen und acht Forscher im Lindner-Hotel in der Bayer-Arena von Leverkusen der Presse. Nahezu zeitgleich erscheinen große Beiträge in der WELT und in bdw.

Mit Mikrofallen aus Laserlicht fängt Immanuel Bloch (33) ultrakalte Quantengase – und bekam dafür bereits zahlreiche Preise, unter anderem den Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis. Er war der erste Forscher, dem es gelang, ein Bose-Einstein-Kondensat zu knacken. In diesem Quanten-Kondensat schwingen alle Atome im Gleichtakt und bilden eine einzige Welle aus. Bloch pickte mehrere Hunderttausend dieser speziellen Atome heraus und ordnete sie in Form eines Gitters an. Dieses Gitter dient als Quantenspeicher – man kann es sich ähnlich wie einem Eierkarton vorstellen, bei dem in jeder Delle ein Atom festgehalten wird. Die Atome können in diesem Gitter kontrolliert miteinander wechselwirken. Zukünftig könnten diese Gitter als Speicherelemente in Quantencomputern stecken. Die Physiker der Universität Mainz erkannten Blochs Fähigkeiten und riefen ihn mit nur 31 Jahren auf eine C4-Professur.

Gehen Sie gerne neue Wege?

Im Privaten habe ich nicht so viel Zeit, nach neuen Wegen zu schauen. Ich habe im Südwesten der USA sechs Wochen lang die Canyons durchwandert, aber ich bin nicht gerade ein Abenteurer. Heute komme ich nicht mehr dazu, mal drei Wochen am Stück Urlaub zu machen. Dennoch ist eine räumliche Trennung von der Arbeit im Urlaub

ganz sinnvoll. Ich bin nicht der Typ, der sich zwei Wochen an den Strand legt, sondern brauche immer etwas zum Anschauen. Daher liegen mir Städtereisen sehr. Beruflich sieht man leider meist wenig von den Städten – zwar komme ich viel herum, aber ich sehe meist nur das Hotel und die Konferenz.

Können Sie abschalten?

Ich habe einen 12-Stunden-Tag, und die Arbeit lässt mich auch abends meist nicht los. Oft kosten mich diese Gedanken den Schlaf. Selbst am Wochenende fällt es mir schwer abzuschalten. Manchmal ist das Abschalten allerdings zielführender als weiterzuarbeiten. Dennoch kommen meine Hobbys wie Schwimmen, Lesen und Kino zu kurz. Ich hoffe, das wird besser, wenn sich die Arbeitsgruppe, die wir neu aufgebaut haben, etwas eingefahren hat. Die Wochenenden verbringe ich aber vielfach draußen und wandere im Taunus, oder ich fahre Rad.

Sind Familie und Karriere für Sie vereinbar?

Wenn man will, bleibt die Zeit dafür – aber es ist schon ein Spannungsfeld. Meine Freundin und ich werden dieses Jahr heiraten. Auch Kinder und Karriere halte ich nicht für unvereinbar, obwohl das sicherlich eine organisatorische Herausforderung sein wird.

Entscheiden Sie eher mit dem Kopf oder aus dem Bauch?

Ein Mix aus beidem. Auch in der Forschung muss man viel aus dem Bauch heraus entscheiden – das macht die Sache auch so spannend. Ich gehe oft Wege, bei denen ich das Gefühl habe, dass es da interessant werden könnte. Eine gute Intuition gehört sicher mit zum Erfolg. Man muss zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein.

Gibt es einen Unterschied zwischen dem Privatmenschen Immanuel Bloch und dem Forscher?

Ich glaube nicht, dass ich im Beruf ein anderer Mensch bin als privat. Wir haben einen recht lockeren Umgangston in der Arbeitsgruppe, ich duze alle, und die Hierarchie ist recht flach – auch wenn ich mal entscheiden muss, wie es weitergeht.

Haben Sie Marotten?

Ich bin wahnsinnig ungeduldig und muss mich manchmal zwingen, tief durchzuatmen: Wenn ich unterwegs bin und wissen will, wie es mit den Experimenten läuft, rufe ich oft um neun oder zehn Uhr abends im Labor an – und gleich eine halbe Stunde später noch einmal. Das ist schon manchmal recht stressig für meine Mitarbeiter. Andererseits bin ich stressresistent und belastbar.

Was sind Ihre Träume?

Als Kind wollte ich gerne Pilot werden, und es reizt mich auch heute immer wieder, wenn ich in den Flieger steige und das Cockpit sehe. Als Beruf romantisiert man das wahrscheinlich, aber ich würde schon gerne privat einen Flugschein machen.

Was war Ihr schlechtestes Schulfach?

In Französisch war ich richtig schlecht und habe es abgewählt – was im Nachhinein blöd war, denn am CERN, wo ich für drei Monate als Sommerstudent war, hätte ich das gut gebrauchen können. Heute macht es mir schon Spaß, Sprachen zu lernen. Man lernt ein Land ganz anders kennen, wenn man die Sprache kann.

Die Begeisterung schwappt über, wenn Ina Bornkessel (26) von ihrer Forschung erzählt – mit leuchtenden Augen schwärmt sie von den über 5000 Sprachen dieser Welt. Am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig untersucht sie mit ihren sieben Mitarbeitern die menschliche Sprachenvielfalt im Gehirn – und schaut sich vor allem die Unterschiede zwischen dem Isländischen, Japanischen, Chinesischen, Türkischen und Hindi an. Das wichtigste Prinzip sieht sie in der Einfachheit: „Hört man etwa einen Satz wie ‚Ich glaube, dass Maria...‘, dann wartet unser Gehirn nicht ab, bis es den Satz zu Ende gehört hat, sondern wählt die einfachste Möglichkeit, diesen Satz zu vervollständigen“, erklärt die Sprachwissenschaftlerin. „Also etwa ‚Ich glaube, dass Maria schläft.‘“ Diese Einfachheit, fand Bornkessel heraus, liegt der Sprachverarbeitung bei allen Sprachen zugrunde. Ihre Begeisterung ließ die 26-jährige Arbeitsgruppenleiterin die Karriereleiter in einem unglaublichen Tempo empor klettern: Mit nur 22 Jahren promovierte sie an der Universität Potsdam – als Jüngste in der Geschichte der Potsdamer Universität und der Max-Planck-Gesellschaft, wo sie als 25-Jährige die Leitung einer Arbeitsgruppe übernahm. Wie kam es dazu, dass die Sprachwissenschaftlerin eine solch atemberaubende Geschwindigkeit vorlegte? „Das ist auf eine Verkettung von glücklichen Umständen zurückzuführen“, sagt sie. „Ich bin in Australien aufgewachsen und hatte mein Abitur daher bereits mit 17 Jahren. Und da man das Studium recht flexibel gestalten konnte, habe ich es bereits nach sieben Semestern abgeschlossen.“ Nach einem weiteren Jahr hatte Bornkessel die Promotion in der Tasche – mit dem Prädikat „summa cum laude“. Auf die Frage nach ihrem

Erfolgsgeheimnis antwortet die Sprachwissenschaftlerin: „Das Interesse leitet alles. Zudem konnte ich schon immer gut fokussiert an etwas arbeiten.“ Das Fundament für Bornkessels Sprachinteresse wurde bereits recht früh gelegt: Mit sieben Jahren zog sie mit ihrer Mutter nach Tasmanien und wuchs fortan zweisprachig auf. „Tasmanien geht schon ein Stück mehr Richtung ‚Ende der Welt‘ als Australien“, meint die gebürtige Berlinerin. „Aber Deutschland war mir durch meinen Vater immer recht nah.“ Als belastend empfand sie das Leben in zwei Welten nie – auch wenn sie zugibt, sich in beiden Welten nicht hundertprozentig zu Hause zu fühlen. Bis heute zieht es sie immer wieder nach Tasmanien. „Wenn ich nicht in regelmäßigen Abständen im Flieger sitze, fühle ich mich unwohl“, schmunzelt sie. „Ich reise insgesamt sehr gerne.“

Nicht nur im Urlaub reist Bornkessel viel, auch an den Wochenenden sorgt ihre Wochenendbeziehung für häufigen Ortswechsel: Ihr Mann hat eine Juniorprofessur für Sprachwissenschaften in Marburg. Lassen sich Beruf und Ehe trotz der recht ähnlichen Forschung der Partner voneinander trennen? „Privates und Arbeit fließen schon ineinander“, sagt Ina Bornkessel. „Wir arbeiten eng zusammen, sind gemeinsam sehr produktiv und entwickeln viele neue Ideen – was ich als große Bereicherung ansehe.“ Trotz aller Begeisterung müsse sie aber auch zwischendurch abschalten, um nicht irgendwann ausgebrannt zu sein. „Der beste Weg, um abzuschalten, ist das Bergwandern – wenn man den Gipfel erreichen will, hat man einfach keine Zeit, über etwas anderes nachzudenken.“ So finden sich selbst beim Abschalten Parallelen zum Beruflichen: Ina Bornkessel stürmt die Gipfel.

„Ich liebe den Prozess des Denkens – egal um welches Thema es sich handelt“, sagt Igor Gornyi (33). „Je schwieriger ein Problem ist, desto mehr Spaß macht es mir, darüber nachzudenken.“ Sicher mit ein Grund, warum sich der russische Physiker mit dem abstrakten Thema des Quantentransports in Nanostrukturen beschäftigt. Am Institut für Nanotechnologie am Forschungszentrum Karlsruhe untersucht er den Stromtransport in kleinsten Dimensionen und will mit seinen Arbeiten einen Grundstein für die Nanoelektronik legen. Seine Theorie soll irgendwann ermöglichen, Dutzende PCs auf einem Stecknadelkopf unterzubringen.

Die Rahmenbedingungen dafür könnten besser nicht sein: Im vergangenen Jahr erhielt Gornyi den European Young Investigators Award (EURYI), der mit etwa einer Million Euro dotiert ist. Er gibt ihm die Möglichkeit, eine eigene Forschungsgruppe zu finanzieren, die ihm helfen soll, offene Fragen zu beantworten. „Gerade in der Physik kommt man alleine kaum weiter“, freut sich Gornyi über diese Chance. „Gedanken auszusprechen ist für das eigene Verständnis sehr wichtig. Obwohl ich eigentlich ein friedliebender Mensch bin, der Konfrontationen meidet, übernehme ich in Diskussionen gerne die Opposition – selbst wenn ich weiß, dass das, was ich sage, falsch ist.“ So, sagt er, könne man der Wahrheit am besten auf die Schliche kommen.

Zur Wissenschaft fand der diskussionsfreudige Denker durch die Schule und das russische System: „Die Wissenschaft war der einzige Weg, wie man unter Menschen mit anderen Interessenslagen kommen konnte – seien es Künstler, Buchautoren oder Wissenschaftler. Das System hat intelligente Menschen quasi in die Wissenschaft gedrückt.“ Vielleicht, überlegt er weiter, sei das ein Grund für den Erfolg russischer Forscher. In Deutschland fühlt sich der gebürtige St. Petersburger sehr wohl und kann sich gut vorstellen zu bleiben. Er genießt die zentrale Lage Deutschlands in Europa. Gemeinsam mit seiner Frau erkundet er gerne die Nachbarländer – wenn er seinen Urlaub nicht in Russland verbringt, um Familie und Freunde zu besuchen. „Mein eigentliches Reisebüro ist aber das Institut für Physik“, schmunzelt Gornyi. „Wir Physiker haben wirklich Glück, dass wir so viel reisen müssen.“ Oft hängt er an die Konferenzen noch ein paar Tage Urlaub an, um ein wenig mehr vom jeweiligen Land zu sehen.

Sport bleibt dabei aus Zeitgründen meist auf der Strecke: In seiner Kindheit war er begeisterter Eiskunstläufer und übte die Pirouetten auf Leistungssportniveau. Heute spielt er lediglich noch mit Freunden Fußball und Billard. Als weiteren Ausgleich zu seiner Arbeit übersetzt er russische Gedichte und Liedtexte ins Englische. „Üblicherweise komme ich aus der Arbeit und widme mich anderen Dingen“, erzählt Gornyi. „Aber wenn ich einmal anfange, über die Arbeit nachzudenken, dann kann ich den Denkprozess nicht mehr stoppen.“

Für Frauen ist der Weg zu Führungspositionen oftmals steiniger als für Männer – so auch für Claudia Kemfert (37). „Gerade Frauen müssen sich stärker beweisen als Männer, um anerkannt zu werden“, erzählt die Forscherin. „Vor allem ältere Professoren haben oft ein schwieriges Rollenverständnis. Da bekam man auch mal Kommentare zu hören wie ‚Warum studieren Sie eigentlich – Sie sind doch hübsch und bekommen sicher einen Mann.‘“

Dennoch blieb Kemfert standfest und hat sich bei ihren wegweisenden Entscheidungen nicht beirren lassen. Als ihr Kollegen vom Studium der Volkswirtschaft mit Schwerpunkt Energie und Umwelt abrieten, weil es immer noch eine Männerdomäne ist, dachte sie sich „jetzt erst recht“. Mit Erfolg: Nach ihrer Dissertation an der Universität Oldenburg und einem Auslandsaufenthalt an der Stanford University in den USA wurde sie zunächst zur Juniorprofessorin ernannt. Heute ist sie Professorin für Volkswirtschaft an der Humboldt-Universität in Berlin und Leiterin der Abteilung Energie, Verkehr und Umwelt am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung: Sie untersucht, wie sich umwelt- und energiepolitische Entscheidungen umweltökonomisch auswirken.

So sucht sie gemeinsam mit ihren 27 Mitarbeitern Antworten auf die Frage, welche Energieformen in Zukunft eine Rolle spielen werden und mit welchen Kosten die jeweilige Energiegewinnung verbunden ist. Wie lange etwa reichen die Ölreserven noch? Wie wird sich der Ölpreis entwickeln? Claudia Kemfert belegte, dass das Öl noch maximal 15 Jahre im bisherigen Umfang zur Verfügung stehen wird und dass die Zukunft der weltweiten Energieversorgung in den erneuerbaren Energien liegt. Da zudem der Klimawandel erhebliche volkswirtschaftliche Kosten verursacht, sieht sie die Umsetzung einer sicheren, klimaverträglichen und wirtschaftlichen Energieversorgung als die drängendste Aufgabe des 21. Jahrhunderts an.

Beim Erklimmen der Erfolgsleiter haben ihr auch eine Portion Geradlinigkeit und Beharrlichkeit geholfen sowie ihr offener Umgang mit Menschen. „Es macht so viel Spaß, im Team zu arbeiten“, schwärmt die Forscherin. „Menschen geben einem viel zurück, auch wenn man mal gemeinsam Krisen bewältigen muss.“ Sie liebt es, interdisziplinär zu arbeiten und neue Perspektiven kennen zu lernen. Auch wenn sie sich selbst eher in der Position eines Stürmers sieht, der ein Tor schießen will, ist sie fest davon überzeugt, dass man als Einzelkämpfer nicht weiter kommt. Sie sorgt bei ihren 30 Mitarbeitern dafür, dass jede Position richtig besetzt ist. „Elf Stürmer machen keinen Sinn“, sagt sie – und versteht sich daher auch als Coach ihres Teams.

Eine weitere Stärke sieht sie in ihrer Fähigkeit, abschalten zu können und die Arbeit nicht mit in die Freizeit zu nehmen. „Ich habe ein sehr straffes Zeitmanagement, denn meine Partnerschaft ist mir wichtig und heilig.“ Kinder kann sie sich allerdings momentan nicht vorstellen – auch wenn sie davon überzeugt ist, dass man das Elterndasein mit der Karriere unter einen Hut bringen könnte. In der Woche schaufelt sich die Wissenschaftlerin Zeit frei, um Yoga zu machen, ins Fitnessstudio zu gehen, zu joggen und Freunde zu treffen. An den Wochenenden pendeln sie und ihr Partner, nutzen die gemeinsame Zeit, um ins Theater zu gehen, sich modernen Tanz oder Kabarettisten anzuschauen und Kunstausstellungen zu besuchen. Vor allem für zeitgenössische Kunst begeistert sich Kemfert und ist daher auch zur Biennale nach Venedig gefahren. „Da mein Mann Architekt ist, reisen wir sehr viel in andere Städte, um die Architektur zu studieren“, erzählt sie. Im Urlaub sei sie eher bodenständig: „Unsere Berufe sind so hektisch und mit vielen Reisen verbunden, dass wir die kurzen Wege lieben und eher an die Nordsee oder in die Berge fahren statt ins Ausland.“

Beruflich sieht das allerdings anders aus: Sie forschte ein Jahr lang in den USA. Auch in Italien und Moskau lehrte und forschte sie. „Es ist mir sehr wichtig, über den Tellerrand zu schauen“, erklärt sie. Doch auch wenn die Zeit im Ausland eine tolle Erfahrung war – die Zeit in den USA sogar ein „großer Glücksfall“ –, möchte Claudia Kemfert zukünftig am liebsten in Deutschland leben. „Im Ausland bleibt einem manches unbekannt, und man fühlt sich immer ein bisschen fremd.“

Sein Lebenslauf liest sich wie aus dem Bilderbuch: Neun Preise hat der Chemiker Andreas Lendlein (37) bereits erhalten, zuletzt den World Technology Network Award im vergangenen November. Er hat an der ETH Zürich und am MIT in Cambridge (USA) geforscht. An der Universität Potsdam hat er die Professur „Materialien in den Lebenswissenschaften“ und ist Leiter des Instituts für Polymerforschung am Standort Teltow des GKSS Forschungszentrum Geesthacht GmbH in der Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren. Hier forscht er über „Formgedächtnis-Kunststoffe“, die nach einer Verformung zum vorher eingestellten Ausgangszustand zurückkehren, sowie an neuen Materialien für medizinische Implantate. Gab es trotz allem auch einmal Hürden, die zu bewältigen waren? „Das liest sich im Lebenslauf immer so einfach“, sagt der Forscher. „Natürlich gab es Hürden. Man braucht in der Forschung einen langen Atem, insbesondere um gute Erfindungen bis zur Anwendung zu begleiten. Das heißt bei meinen Erfindungen: für medizinische Anwendungen“, sagt Lendlein, der Sprecher des Programms „Regenerative Medizin“ in der Helmholtz-Gemeinschaft ist. Er ist überzeugt: „Neben Kreativität und Wissen führen positives Denken und Hingabe zum Erfolg.“

Doch zuerst war es ein Zufall, der die Weichen stellte. „An der ETH Zürich tauchte ein Arzt in der Arbeitsgruppe auf, der auf der Suche nach Biomaterialien war“, erinnert sich Lendlein. „Ich fand das Thema spannend und habe mich spontan dafür entschieden, gut verträgliche und im Körper abbaubare Kunststoffe als Implantatmaterialien zu entwickeln. Daraus entstand dann meine Dissertation, die ich

in Zürich schrieb.“ Heute steht sein Name auf einer langen Liste von Publikationen, darunter von mehreren Veröffentlichungen in den renommierten Fachblättern Science, Nature und PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America) und auf über 30 Patenten. Sein chirurgisches Nahtmaterial zieht sich selber zum Knoten zusammen, und der Körper kann es nach der Heilung langsam abbauen. Gegenwärtig wird es für klinische Studien weiterentwickelt. Und seine Formgedächtnis-Kunststoffe lassen sich mittlerweile nicht nur durch Wärme, sondern auch durch Licht und magnetische Felder beeinflussen. Sie eignen sich somit für Medikamentendepots, die man in den Körper implantieren und deren Inhalt man je nach Bedarf ferngesteuert ausschütten kann.

Das Interesse an der Chemie begann mit einem Geschenk seines Patenonkels – einem Chemiebaukasten – und hat ihn seitdem nicht mehr losgelassen. „Ich habe mein Hobby zum Beruf gemacht“, freut sich Andre- as Lendlein. Abschalten kann er trotz aller Begeisterung für seine Arbeit recht gut und investiert jede freie Minute in seine Familie – seine Frau und die zwei kleinen Töchter von ein und drei Jahren. „Jeder Tag ist eine Herausforderung“, sagt er. „Aber die Familie unterstützt mich und gibt mir Kraft.“

Frank Lyko (35) treibt Krebszellen ihre Neigung zum ständigen Teilen aus: Am Deutschen Krebsforschungszentrum DKFZ in Heidelberg leitet der Biologe seit zwei Jahren eine 15-köpfige Forschergruppe, die Tumore in normales Gewebe umwandelt. Indem die Forscher das Erbgut chemisch manipulieren, können sie gezielt Gene an- oder abschalten und damit fehlerhafte Veränderungen im Genom rückgängig machen, die sonst zur Ausbildung des Tumors führen. Den Grundstein für seine Forschung legte Lyko bei einem Auslandsaufenthalt am amerikanischen Whitehead Institute in Boston vor fünf Jahren: Hier entdeckte er, dass die Fruchtfliege ihre Gene durch solche Genveränderungen ausschaltet – und erhielt im Jahr 2002 für diese Forschung den Heinz-Maier-Leibnitz- Preis. Auch mit seiner Diplom- und Doktorarbeit erntete Lyko Lorbeeren: Beide schloss er mit Auszeichnung ab. Kürzlich erhielt der Wissenschaftler den Ruf auf eine Professur am DKFZ.

Was fasziniert Sie an den Naturwissenschaften?

Es ist nicht so, dass ich als Schüler bereits einen Chemiebaukasten hatte. Ich gehe generell gerne geistigen Tätigkeiten nach – mich interessieren auch die Geisteswissenschaften. Doch die Naturwissenschaften schienen mir als Berufsfeld sicherer zu sein als die Geisteswissenschaften, daher kam es zu dieser Entscheidung. Die Krebsforschung kam erst später dazu. Vor allem fasziniert mich, immer wieder auf etwas Neues zu stoßen – sich auch mal in unbekanntes Gebiet zu wagen, das vor einem noch keiner gesehen hat. Auch die Erwartung von Durchbrüchen treibt mich an, etwa der Gedanke an den Tag, an dem wir den ersten Krebspatienten mit unseren neuen Methoden behandeln können.

Was ist Ihre Position in der Forschung?

Da sehe ich mich eher im Angriff als in der Verteidigung, ich würde sagen, im offensiven Mittelfeld. Wir versuchen, mit langen Pässen die Abwehr der Krebszellen unter Druck zu setzen.

Was ist Ihre persönliche Erfolgseigenschaft?

Mein Mut, mich immer wieder auf dünnes Eis zu begeben und nicht verzagt zu sein, wenn man auch mal ins Wasser fällt. Auch die Ausdauer, Täler zu durchlaufen und dabei zu wissen, dass es immer wieder bergauf geht, hilft mir sehr.

Mussten Sie um Ihren Erfolg kämpfen?

Es passiert so gut wie nie, dass sich die Türen von selbst öffnen. Über die Jahre wechseln sich Glück und Pech ab, das gleicht sich auf die Dauer aus. Zwar bin ich immer im richtigen Umfeld gewesen, aber das sucht sich jeder Student selbst aus. Wer weit gekommen ist, hat sich das meist auch hart erkämpft.

Sind Familie und Karriere für Sie vereinbar?

Meine Frau und zwei – bald drei – Kinder sehen den Erfolg relativ gelassen. Papa ist zwar immer mal wieder in der Zeitung, aber Star-Allüren kann man in der Familie nicht pflegen. Insgesamt reden wir zu Hause nicht großartig über meine Arbeit. Zwar läuft meine Arbeit im Hinterkopf immer mit, aber man merkt mir das meist nicht an.

Haben Sie Hobbys?

Nichts Extravagantes. Ich verpasse selten einen Film im Kino, und habe eine große Schwäche für American Football. Wenn ich mit der Molekularbiologie mal fertig sein sollte, dann werde ich Football-Trainer.

Schwimmen Sie auch gegen den Strom?

Man muss manchmal Dinge tun, ohne sich zu überlegen, was die Kollegen dazu wohl sagen. Und: Viele Wissenschaftler wollen eigentlich keine Neuigkeiten, sondern nur

ihre eigene Hypothese bestätigt sehen – auch da schwimme ich dann gegen den Strom.

Welche Rolle spielt der Glauben für Sie?

Ich bin Atheist. Zwar dränge ich das niemandem auf, aber für mich ist Religion überflüssig und wird meiner Meinung nach überbewertet.

Gab es Pleiten, Pech und Pannen?

Für jeden Erfolg gibt es auch einen Fehlschlag. Es geht rauf und runter, aber wenn man beim erneuten Raufgehen höher kommt als beim letzten Mal, dann ist das schon okay. Wenn ich den heutigen Stand mit dem vor drei Monaten vergleiche, kann es sein, dass ich schlechter dastehe – aber im Vergleich zu dem vor fünf Jahren stehe ich sehr viel besser da. Und allein darauf kommt es an.

Sein wichtigstes Arbeitsutensil dürfte seine Nase sein: Florian Mayer (36) schnüffelt hauptberuflich an verschiedenen Trichtern herum, die aus Prüfkammern und Gas-Chromatographen ragen. So identifiziert er gemeinsam mit seinen fünf Mitarbeitern – im Fraunhofer-Institut für Bauphysik IBP in Holzkirchen bei München – Ausdünstungen verschiedener Materialien wie Hölzer und Kunststoffe, die in Innenräumen eingesetzt werden. Hat der Geruchsexperte die chemische Struktur eines unangenehmen Geruchs ermittelt, zieht er Rückschlüsse auf mögliche Quellen und gibt den Herstellern Hinweise zur Beseitigung des unangenehmen Geruchs. Zahlreiche „Übeltäter“ konnte der Wissenschaftler mit seinem Team bereits ausmerzen.

Geplant war diese Forscherkarriere anfangs nicht: „Mit 18 wollte ich mal Pilot werden“, erzählt der Lebensmittelchemiker, „Hauptsache Reisen.“ Als der Traum vom Fliegen wegen einer Sehschwäche früh zerstob, dachte er zunächst daran, in die Tourismusbranche zu gehen – bevor er beim Blättern in einem Verzeichnis verschiedener Studiengänge auf Lebensmittelchemie stieß. Die Spezialisierung auf Aromauntersuchungen bei Lebensmitteln erfolgte mit seiner Doktorarbeit, in der Florian Mayer Aromaunterschiede verschiedener Röstkaffees untersuchte.

Den Traum vom Fliegen musste er zwar aufgeben, doch der Traum von fernen Kontinenten ist geblieben. So tourt er gerne auf eigene Faust mit dem Rucksack durch „nicht-exotische“ Länder. „Ein bisschen Komfort muss im Urlaub schon sein“, grinst er. Wenn er allerdings erzählt, in Australien im Freien übernachtet und beim Einschlafen in den Sternenhimmel geschaut zu haben – umgeben von allerlei Kriechtieren –, bekommt der Begriff „Komfort“ eine etwas andere Gewichtung. Mayer kann von Spinnen und Schlangen einiges erzählen – weniger aus biologischem Interesse als vielmehr, wie man sich auf Reisen vor ihnen schützen kann.

Im Alltag ist für Abenteuer keine Zeit. „Ich gehe gerne Bergwandern und im Winter Skifahren“, sagt Mayer. „Um freie Pisten zu haben, nehme ich auch mal in der Woche frei und arbeite dafür am Wochenende.“ Während der Studentenzeit ist der Wissenschaftler ging er gerne ins Theater, heute geht er lieber ins Kino oder mit Freunden ein Bier trinken. Ob es den Weltenbummler auf Dauer in Deutschland hält, weiß er noch nicht. „Ich könnte mir auch gut vorstellen, in Australien, Neuseeland oder den USA zu leben“, überlegt er. „Aber man muss schauen, wo man einen Job bekommt.“ Zwei Jahre lang hat er das Leben im Ausland bereits getestet und in der Nähe von San Francisco die Aromaunterschiede verschiedener Tomatensorten untersucht.

In Projekten arbeitet Mayer oft im Team, auch wenn es Bereiche gibt, wo er lieber Einzelkämpfer ist. Doch ein Ellbogen-Typ ist er nicht: Er ist zurückhaltend, behält seine Meinung eher für sich. „Oft habe ich keine Lust, mich mit meinem Gegenüber auseinanderzusetzen – es sei denn, ich sehe eine Chance, den anderen zu überzeugen“, sagt der Wissenschaftler. „Ich selbst lasse mich von meiner Meinung nur schwerlich abbringen.“ Und: „Ich bin ein ordnungsliebender Mensch und auch privat sehr perfektionistisch.“ Zwar könne er am Wochenende gut abschalten, doch eine Eigenheit verrät den Aromachemiker sofort: „Ich rieche an allen Lebensmitteln, Speisen und Getränken“, schmunzelt er, „bevor ich sie konsumiere.“

„Man kann nur dann Dinge erreichen, wenn man eine klare Vorstellung von ihnen hat.“ Diesen Satz hat Oliver Schultz (31) zu seinem Lebensmotto gemacht. Und er hat bereits viel erreicht: Gemeinsam mit seinen Kollegen vom Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme ISE in Freiburg stellte der Physiker den Wirkungsgrad-Weltrekord bei multikristallinen Silizium-Solarzellen auf, der damit jetzt bei 20,3 Prozent liegt. In zweijähriger Arbeit entwickelte der Doktorand einen Prozess, der Fehlern bei der Solarzellen-Herstellung vorbeugt. Bisher musste das Silizium auf 1050 Grad Celsius erhitzt werden. Dabei kam es zu Defekten in der mikroskopischen Struktur der Zellen. Schultz ersann Tricks, mit denen sich die Herstellungstemperatur

auf 800 Grad senken ließ. Mit Riesenerfolg: Es gab deutlich weniger Fehler, und die Effizienz bei der Stromherstellung stieg.

Was machen Sie in Ihrer knapp bemessenen Freizeit? Ich spiele recht gern Fußball – nicht mehr im Verein wie in meiner Jugend, sondern lieber mit Freunden auf der Sommerwiese. Mit meiner Partnerin gehe ich des Öfteren ins Theater. Außerdem baue ich gern Möbel: Das Hochbett, in dem wir schlafen, habe ich selbst gemacht, ebenso eine Blume aus Holz, die sich bei Sonnenaufgang öffnet und abends wieder schließt. Bei Stühlen bin ich dagegen nicht so erfolgreich – nachdem zwei wieder zusammengebrochen sind, habe ich aufgegeben. Abschalten kann ich nicht ad hoc, gerade in der Woche verfolgt mich die Arbeit oft bis in den Abend. Da viele meiner Freunde aus dem wissenschaftlichen Umfeld kommen, ist Forschung immer mal wieder Gesprächsthema.

Welche Rolle spielt der Glauben für Sie?

Mir fällt es schon schwer, die biblische Schöpfungsgeschichte zu glauben. Abstrakt betrachtet, kann ich mich allerdings damit anfreunden. Denn dass alles nur Zufall sein soll, ist für mich schwer vorstellbar.

Wie kritisch sind Sie?

Bei gängigen Lehrmeinungen tue ich mich schwer, gegen den Strom zu schwimmen. Einzelne Sachen überprüfe ich dagegen – man muss Gelerntes auch mal vergessen, um neue Wege zu gehen. In privaten Diskussionen übernehme ich gern den Gegenpart und trete etwa konservativen Freunden gegenüber oft ausgesprochen links auf, verfechte auch mal eine andere Meinung als meine eigene. Anregungen bekommt man schließlich nur aus kontroversen Diskussionen.

Sind Sie Teamarbeiter?

Extrem wichtig. Eigenbrötlertum führt nicht weiter – und mit Ellenbogen verschreckt man die Leute. Kollegen sollte man nicht zwingen, sondern motivieren und begeistern.

Was ist Ihr Erfolgsgeheimnis?

Hartnäckigkeit. Wenn ich von etwas überzeugt bin, probiere ich es immer wieder aus, denn beim ersten Versuch klappt selten etwas. Auch Durchsetzungsvermögen ist wichtig. In der Doktorarbeit habe ich meinen eigenen Plan durchgesetzt, das hätte auch gründlich schief gehen können. Privat riskiere ich nicht alles auf einmal und agiere eher mit Bedacht.

Wie reisen Sie?

Ich bin für zehn Wochen durch Südamerika getourt – habe einfach Hin- und Rückflug gebucht und bin mit dem Rucksack drauflos gereist. Zwar wurde ich auch mal bestohlen, als ich nachts im Bus geschlafen habe, aber etwas Dramatisches ist mir nicht passiert. Wenn man gewisse Vorsichtsregeln befolgt, geht das ganz gut. Heute würde ich auch gern mal wieder einen solchen Urlaub machen, aber sich für sechs Wochen am Stück freizuschaueln ist äußerst schwierig. Die Arbeit läuft halt zu gut.

Wie sind Sie im Arbeitsalltag?

Ich komme auch mit schwierigen Typen gut zurecht und kann für Ausgleich sorgen. Dafür bin ich eher ungeduldig und habe immer irgendetwas Neues vor. So richtig fertig werde ich eigentlich nie. Wenn ich ein Ziel erreicht habe, suche ich mir ein neues.

Haben Sie Fernweh?

Deutschland bietet ausgesprochen gute Möglichkeiten in der Photovoltaik-Forschung. Leben und arbeiten im Ausland ist eine interessante Option und kulturell bereichernd. Allerdings kann die Zeitangabe „morgen“ in Südamerika „in drei Wochen“ bedeuten, effiziente Forschung im Hochttechnologiektor scheint mir daher in Ländern mit ähnlicher Arbeitsweise wie in Deutschland am erfolgversprechendsten.

Wie sind die verschiedenen Galaxien entstanden? Wie hat sich das Universum vom Urknall bis heute entwickelt? Solchen Fragen geht der Physiker Volker Springel (35) am Max-Planck-Institut für Astrophysik in Garching bei München auf den Grund. Seine Untersuchungen zur Strukturentwicklung im Universum, zur Verteilung der Dunklen Materie in Galaxien und Galaxienhaufen sowie zur Regulierung der Sternentstehung gelten als wichtige Ergebnisse der kosmologischen Forschung. Er erhielt bereits zahlreiche Preise – unter anderem den Heinz-Maier-Leibniz-Preis der DFG und die Otto-Hahn-Medaille der Max-Planck-Gesellschaft. Springel zeigte etwa, dass superschwere schwarze Löcher während der Verschmelzung von Galaxien als helle Quasare aufleuchten und dabei rasch größer werden. In diesem Prozess wird Energie freigesetzt, die große Mengen Gas aus der durch die Verschmelzung entstehenden elliptischen Galaxie schleudert. Die Folge: Die Entstehung neuer junger Sterne bricht abrupt ab. Stattdessen wächst ein zentrales Schwarzes Loch in der neu gebildeten

Galaxie heran. Das von Springel entwickelte Simulationsprogramm GADGET, das die Galaxienentstehung simuliert, hat sich schnell zum internationalen Standard entwickelt. Im vergangenen Jahr ist dem Physiker mit seinen Mitarbeitern die bisher größte Simulation des Universums gelungen – sie umfasste 10 Milliarden Simulationsteilchen und verfolgte die Entstehung von rund 20 Millionen Galaxien. Dieses Mammutprojekt prangte sogar auf dem „Nature“-Titelblatt.

Sind Sie auch privat ein Entdeckertyp?

Mein Privatleben ist aus Zeitgründen mit weniger interessanten Dingen gefüllt, als ich mir das wünschen würde. Dauernd kommen E-Mails – am Wochenende und auf Reisen. Die Leute erwarten, dass man immer und überall erreichbar ist. Meine Frau ist oft wenig begeistert, wenn ich nach dem Kino in die Mails schaue und spontan noch zwei Stunden arbeite. Ich fahre gerne Ski, vor allem abseits der Pisten, auf denen der Schnee noch unberührt ist. Das ist schon vergleichbar mit der Wissenschaft, wo man Wege gehen kann, die noch keine ausgetrampelten Pfade sind.

Was ist Ihr Erfolgsrezept?

Ich habe selten nach Hilfe gefragt und meist versucht, alles selber zu lösen. Wem das gelingt, der hat so viel gelernt, dass er an vorderster Front etwas bewirken kann. Die Einstellung „Selbst ist der Mann“ halte ich deshalb für extrem wichtig – sie hat mir zum Beispiel geholfen, das Simulationsprogramm Gadget zu schreiben.

Welche Rolle spielt der Glaube für Sie?

Ich bin weder ein sehr gläubiger Mensch noch ein überzeugter Atheist. Ich habe eher ein nüchternes Weltbild – was bei Naturwissenschaftlern fast zwangsläufig so ist. Man kann als Physiker die Bibel nicht wörtlich auslegen. Einstein hat mal gesagt: „Was mich wirklich interessiert, ist, ob Gott bei der Erschaffung der Welt überhaupt eine andere Wahl gehabt hat.“ Das ist für mich eine Kernfrage der Kosmologie: War die Entwicklung unseres Universums zwangsläufig, oder gab es andere Möglichkeiten?

Was sind Ihre Stärken?

Ich kann recht hartnäckig sein, gebe bei Problemen generell nicht so schnell auf und bin meistens relativ geduldig mit anderen Leuten. Mitunter gelingt es mir ganz gut, auch unanschaulichen „Datensalat“ visuell ansprechend und verständlich darzustellen – was sehr wichtig ist, damit interessante Ideen und Ergebnisse von anderen auch wahrgenommen werden.

Haben Sie Marotten?

Eine lange Liste... ich bin ein wenig der Typ „zerstreuter Professor“. Außerdem schiebe ich Sachen, auf die ich keine Lust habe, gerne auf. Wenn das Auto zum TÜV muss, warte ich damit bis zur letzten Minute.

JANINE DREXLER ist promovierte Biophysikerin. Sie porträtierte bereits in bdw 6/2005 die „Top 10 der jungen Forschungsszene“.

Der Traum von der weiten Welt – für Kirsten Zickfeld (34) hat er sich erfüllt. Die Klimaforscherin lebt seit Januar dieses Jahres mit ihrem Mann und ihrer einjährigen Tochter in Victoria auf Vancouver Island und forscht an der „School of Earth and Ocean Science“ der Universität Victoria. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit sind die Risiken, die mit dem möglichen Auftauen der Permafrostböden im Zuge des Klimawandels verbunden sind. Geplant sind erst einmal zwei Jahre, aber schon jetzt gefällt ihr die Arbeitsatmosphäre und die Offenheit der Menschen so gut, dass sie sich auch einen längeren Aufenthalt vorstellen kann.

Fremde Kulturen hat die deutsche Forscherin mit in die Wiege gelegt bekommen: Sie ist in der Nähe von Rom aufgewachsen. Nach der Schulzeit in einem ländlichen und konservativen Umfeld suchte sie das bunte Leben und die Anonymität der Großstadt und ging nach Berlin, wo sie an der Freien Universität Physik studierte und an der Universität Potsdam ihre Doktorarbeit mit Auszeichnung ablegte.

Was ist Ihre persönliche „Erfolgseigenschaft“?

Meine Bescheidenheit. Ich habe mich immer gefragt, wie es kommt, dass alles so gut klappt.

Beeinflusst das Forscherdasein den Privat- menschen Kirsten Zickfeld?

Die Erkenntnisse aus meiner Arbeit wirken sich auch auf mein Privatleben aus: Ich versuche, Konferenzen an weit entfernten Orten und lange Flüge wenn möglich zu vermeiden – auch wenn ich Urlaube per Flugzeug bisher noch nicht gestrichen habe.

Wie reisen Sie?

Auf keinen Fall pauschal und auch keine zwei Wochen an den Strand. Mein Mann hat lange als Entwicklungshelfer in Nicaragua gelebt, wo ich ihn oft besucht habe – dort haben wir in Korallenriffen geschnorchelt und Urwälder erlebt. Nach dem Diplom war ich für drei Monate dort, um mich neu zu orientieren. In Lateinamerika habe ich zudem in Workcamps gearbeitet und mich so mit der Umwelt und den sozialen Problemen auseinander gesetzt. Gemeinsam mit meinem Mann unternahm ich eine Recherchereise nach Sumatra – aus dem dortigen Regenwald bezieht die Papierindustrie viel Holz, heikel für die ökologische Situation auf der Insel.

Was fasziniert Sie an der Natur?

Ich bin zwar weder gläubig noch religiös, aber ich frage mich oft, wie es sein kann, dass alle Organismen so perfekt sind und der Mensch trotz massiven Eingreifens bisher nicht allzu viel aus dem Lot gebracht hat. Es fällt manchmal schwer zu glauben, dass die Schöpfung aus Zufall entstanden ist. Ich habe großen Respekt und große Achtung vor ihr.

Was für ein Typ sind Sie?

Ich bin sehr ruhig und ausgeglichen und im Beruflichen noch schwerer in Rage zu bringen als im Privaten. Zwar bin ich nicht sehr stürmisch, aber dafür kippt meine Stimmung nicht so schnell um. Insgesamt bin ich ein sonniger Mensch – eine recht glückliche Frohnatur. Meine Freundschaften sind tief und beständig, dafür tue ich mich mit Smalltalk schwerer.

Sind Familie und Karriere vereinbar?

Als meine Tochter sieben Monate alt war, bin ich wieder in die Forschung eingestiegen. Mein Mann ist beruflich recht flexibel und unterstützt meine Pläne, wo er kann. Ich möchte zwar gerne in der Wissenschaft bleiben und strebe eine Professur an, aber ich möchte natürlich auch etwas von meiner Tochter mitbekommen. Insgesamt ist mir das Private wichtig. Karriere um jeden Preis liegt mir nicht. ■

« zurück